

Die Zerstörung der Kultur!?

Zur Kritik am Web 2.0 und seiner euphorischen Apologeten

Alexander Grau

Aus Jugendschutzsicht kann man leicht den Eindruck bekommen, die Diskussion um Web 2.0 werde von Mahnern und Bedenkenträgern dominiert. Allerdings gibt es auch Arbeitsgebiete, aus deren Perspektive sich die Situation ganz anders darstellt. So sehen die Journalistin Susanne Gaschke und der Internetunternehmer Andrew Keen die Debatte von Netzapologeten beherrscht, die die Gefahren von Web 2.0 ausblenden oder systematisch schönreden. In ihren Büchern setzen sich Gaschke und Keen mit der Rhetorik dieser „Netzgläubigen“ auseinander und skizzieren Gefahren für unsere Gesellschaft, die aus einem unkritischen Umgang mit Web 2.0 erwachsen können.



Die Theoretiker moderner Massenkultur lassen sich in zwei Lager einteilen, in Apokalyptiker und Integrierte – so Umberto Eco in seinem gleichnamigen Essayband (Eco 1984). Apokalyptiker verstehen demnach unter Kultur eine „aristokratische“ Tatsache, die, von einer Minderheit gelebt, der Vulgarität der Menge entgegengestellt wird. Die Massenkultur erscheint ihnen als Antikultur. Da diese in modernen Gesellschaften aber kein punktuell Ereignis ist, sondern ihr auffälligstes und bestimmendes Merkmal, verstehen Apokalyptiker die Geschichte der Moderne als Prozess eines unwiderruflichen Niedergangs.

Gegen diese pessimistische Sicht der Dinge, so Eco, steht der Integrierte. Dieser begrüßt die Erweiterung der Kultursphären, die die modernen Massenmedien darstellen. Die Produkte der Populärkultur sind ihm eine Bereicherung des kulturellen Angebots, innerhalb dessen sich basisdemokratisch die Besten und Interessantesten durchsetzen. Konsequenterweise ist die Rhetorik des Integrierten von der spielerischen Leichtigkeit der Massenkultur bestimmt. In dem Konsumenten moderner Popkultur erblickt er den bestimmenden Protagonisten, der eine ihm entsprechende und durch ihn konsumierte Kultur produziert. Die Populärkultur erweist sich als auf eine wunderbare Art selbst regulierend, autonom und reflexiv.

Ecos begriffliche Einteilung kultur- und medientheoretischer Diskurse bietet – obwohl aus der medientechnologischen Steinzeit – ein ganz nützliches und erhellendes Raster zur Einordnung der Debattenbeiträge um Web 2.0. So befassen sich zwei ebenso deutliche wie streitbare Kritiker der neuen Internetkultur, die Journalistin Susanne Gaschke und der Internetunternehmer Andrew Keen, in ihren Büchern (Gaschke 2009, Keen 2008) bezeichnenderweise nicht nur mit den möglichen gesellschaftlichen Folgen von Web 2.0. Sie analysieren vor allem die Rhetorik der enthusiastischen Befürworter dieser Technologie. Gaschkes und Keens Hauptvorwurf, aus dem sich ihre weiteren Argumente ableiten: Die Verfechter von Web 2.0 sind klassische Integrierte, die basisdemokratische Selbstregulation Expertenwissen vorziehen, die davon ausgehen, dass diese Selbstregulation tatsächlich autonom erfolgt und eine populäre Erweiterung des Bildungs- und Kulturbegriffs begrüßenswert ist. Zugleich versuchen Gaschke und Keen zu zeigen, dass sie im Gegenzug nicht das Etikett des Apokalyptikers angeheftet bekommen wollen.

Romantische Prophetie und zerstörerische Lust

Der Streit um Web 2.0, so wie ihn Gaschke sieht, ist weniger von Fakten, umso mehr aber von Resentiments und, den von Eco „Begriffsfetischen“ genannten, Stereotypen bestimmt – also Begriffen, die die Eigenart haben, „das Gespräch zu blockieren, den Diskurs in einer emotionalen Reaktion zum Stillstand zu bringen“ (Eco 1984, S. 19). Schuld daran sind für Gaschke die Integrierten, also die Netzanbieter, die aus Sicht der Autorin gegenüber den Apokalyptikern in einer historisch einmaligen Weise die diskursive Luft-höhe gewonnen haben: Die Integrierten bestimmen die Diskussion.

Gaschke macht für diese Asymmetrie mehrere Eigenarten des integrierten Diskurses verantwortlich: Zum einen sind die Propheten des Netzes, insbesondere diejenigen amerikanischer Provenienz, von einer besorgniserregenden Erlösungsgewissheit getragen, die das Netz in einen heilsgeschichtlichen Rahmen stellt. Wie einst die puritanischen Siedler in der neuen Welt, so sehen die Apologeten des Netzes in diesem die „city upon the hill“.

Es passt zu diesem Denkschema, dass für den Netzpropheten dem Ideal der zukünftigen Gesellschaft eine Gegenwart gegenübersteht, die es in allen Belangen zu überwinden gilt. Beunruhigend, so Gaschke, sei daran nicht nur die zerstörerische Lust an der alles Alte und Überkommene weglegenden digitalen Erneuerung. Vor allem „erinnert diese Rhetorik einerseits sehr an den ideologischen Neoliberalismus mit all seinen gnadenlosen Flexibilisierungsforderungen, andererseits an den Marxismus und alle kompromisslosen Gewissheiten seiner Anhänger“ (Gaschke 2009, S. 11).

Der integrierte Diskurs zeichnet sich für Gaschke daher auch durch eine rigide Kompromisslosigkeit aus: „Wer nicht uneingeschränkt für das Netz ist, ist gegen es“ (ebd., S. 12). Diese radikale Rhetorik wird durch ein hermetisches Vokabular noch unterstützt. „Die Begeisterung, mit der dieser Jargon“ – also das lässige Kauderwelschen über Wikis und Blogs, Router und Tools – „benutzt wird, als ob jeder ihn verstehen müsste, dient in erster Linie der Abgrenzung zu Uneingeweihten“ (ebd.).

Charakteristisch für die integrierten Kulturtheoretiker der neuen Netzwelt sei schließlich der erstaunliche Zweckoptimismus, der selbst weniger fanatische Netzbenutzer auszeichnet:

„In Bezug auf das Internet nehmen sie grundsätzlich das Beste an“ (ebd., S. 14), mögliche negative Seiten werden gegenüber den positiven systematisch abgeblendet. Aus diesem grenzenlosen Optimismus bezögen die Netzgläubigen zugleich ihre mitreißende Rhetorik: „Sie gehen davon aus, dass Individuen überwiegend gut sind, dass sie zum Wohle aller wirken wollen und dass sie ihre destruktiven Impulse im Griff haben“ (ebd., S. 117).

Zu diesen Optimisten unserer zukünftigen, digitalen Gesellschaft gehört etwa Miriam Meckel, Direktorin des Instituts für Medien- und Kommunikationsmanagement an der Universität St. Gallen. Euphorisch schreibt sie: „Web 2.0 ermöglicht die selbst organisierte Interaktion und Kommunikation der Nutzerinnen und Nutzer durch Herstellung, Tausch und Weiterverarbeitung von nutzerbasierten Inhalten über Weblogs, Wikis und Social Networks. Über kommunikative und soziale Vernetzung verändern die Nutzer die gesellschaftliche Kommunikation – weg von den wenigen, die für viele produzieren, hin zu den vielen, aus denen eins entsteht: das virtuelle Netzwerk der sozial und global Verbundenen“ (Meckel 2008, S. 17f.).

Gaschke weist nun darauf hin, dass diese sozialromantische Vision der Netzgesellschaft eine Reihe von Dingen voraussetzt, die alles andere als selbstverständlich sind. Etwa, dass nutzerbasierte Inhalte in jedem Fall etwas sind, das zu tauschen sich lohnt, oder dass die wenigen – also traditionelle Institutionen wie Regierungen, Universitäten, Kliniken oder ganz allgemein: Fachleute – qualitativ etwas Schlechteres zustande bringen, als die vielen es tun werden. Und ob die totalitäre Vision von den vielen, die eins werden, nicht eher gruselig ist, sei einmal dahingestellt.

Der Mythos von der Kommunikation

Im besten Fall ist das Netz einfach ein, wie Gaschke so schön formuliert, Ort der „pubertätsüblichen Zeitverschwendung“ (Gaschke 2009, S. 127), wo gekichert und gebaggert wird und Ausscheidungskämpfe in Sachen Beliebtheit ausgetragen werden. „Fürs Leben lernt man dort etwa so viel, wie frühabends an der Bushaltestelle“ (ebd., S. 128). Das spricht weder gegen Bushaltestellen noch gegen Web 2.0. Problematisch wird es, wenn Medienpädagogen und Kommunikationswissenschaftler in branchenüblicher Manier Onlinenetze zur Zukunftsvorbereitung hochjubeln.

Glaubt man den Integrierten, stellen Blogs, soziale Netzwerke und ähnliche Plattformen qualitativ vollkommen neue Formen der Kommunikation, des sozialen Austauschs und der Identitätsstiftung dar. Viele Medientheoretiker sind „fest davon überzeugt, dass die Maxime ‚broadcast yourself‘ mindestens der eigenen Entwicklung, wenn nicht gar der Ausbildung von sozialem Zusammenhalt zuträglich ist“ (ebd., S. 131). Wo allerdings genau die Ursachen für die angeblichen Vorteile des Netzes gegenüber altbewährter Kommunikation liegen, bleibt dabei vollkommen unklar. Im Vokabular *Ecos: Die Integrierten* erliegen in mindestens demselben Maße einem Begriffsfetischismus wie die Apokalyptiker.

Einer der stärksten Fetische in der Diskussion über Web 2.0 ist der Begriff der „Kommunikation“: Kommunikation ist aus dieser Sicht schlechthin gut. Worüber man mit wem in welcher Intensität und Ernsthaftigkeit kommuniziert: All das spielt keine Rolle. Dass Kommunikation sogar einer ernsthaften und konzentrierten Auseinandersetzung mit Sachverhalten entgegenstehen kann, ist für die Apologeten des totalen Kommunikationszeitalters ein Gedanke von autistischen Bücherlesern.

Hinzu kommt, dass die Kommunikation im Netz eben nicht grenzenlos, frei und offen ist, sondern stark esoterische Züge trägt: Man schottert sich ab und hetzt in den eigenen hermetischen Zirkeln gegeneinander. Die meisten Netzdiskutanten, so Gaschkes Beobachtung, „suchen mitnichten die Gegenthese und erst recht keinen anstrengenden Syntheseprozess, sondern die komfortable, spannungsfreie Anwesenheit Gleichgesinnter“ (ebd., S. 161). Damit drohe Web 2.0 nicht Ausgangspunkt einer grandiosen neuen, demokratischen Öffentlichkeit zu werden, sondern zu deren Gegenteil zu verkommen: einer Ansammlung nicht miteinander redender Sektierer, die sich gegeneinander abschnitten.

Der Triumph des Dilettanten?

Stärker noch als Gaschke wendet sich Andrew Keen gegen den Mythos vom edlen Amateur und warnt eindringlich und polemisch vor dem Preis der Demokratisierung (Keen 2008). Für Keen ist der Aufstand gegen die „Diktatur des Fachwissens“, das basisdemokratische Ideal von edlen Laien „der Kern der Web-2.0-inspirierten Kulturrevolution, und es droht, unsere intellektuellen Traditionen und Institutionen auf den Kopf zu stellen“ (ebd., S. 45).

Web 2.0 führt für Keen in eine Welt, in der „der ungeschulte Pöbel die Harvardprofessoren“ (ebd., S. 47) ersetzt: „Durch die Allgegenwärtigkeit nutzergenerierter Inhalte wird die Autorität der Experten untergraben und werden unsere akademischen Institutionen im Kern bedroht“ (ebd., S. 54). Anstelle der Berufsjournalisten sieht Keen „ein[en] Haufen größtenteils anonymer, selbstbezoglicher Dünnbrettbohrer, die nicht etwa Nachrichten verbreiten, sondern Gerüchte weitergeben“ (ebd., S. 57), am Werk.

Doch nicht nur die Wahrheit in Form von Expertenwissen sieht Keen bedroht, sondern zugleich die Schönheit unserer kulturellen Welt. Bücher, Symphonien, Lieder seien von einer Hypertext-Utopie gefährdet, in der jedes Kunstwerk digital in seine Einzelteile aufgedröselt, neu zusammengesetzt und mit anderem verlinkt werden könne: „der Tod der Kultur“ (ebd., S. 68).

Keens Bedenken reichen weiter, etwa zum Schutz der Intimsphäre, zu Problemen des Urheber- oder Persönlichkeitsrechts. Doch im Kern ist seine Streitschrift – der Untertitel verrät es – von der Sorge getragen, mit Web 2.0 entstehe eine vulgäre Antikultur halbgebildeter, talentfreier Stümper und ahnungsloser Dilettanten, die aber niemand mehr so nennen darf, weil er sonst vom Web-Mob als elitärer Bildungsschnösel niedergeschrien wird.

1995, mitten im Internetboom, gründete Andrew Keen eine erfolgreiche Internetplattform. Keen ist also ein Insider. Und als solcher ist er ein Renegat, ein vom Glauben Abgefallener, der sich in einer für Abtrünnige typischen Weise polemisch gegen seine vormaligen Mitstreiter wendet. Keen ist somit ein ehemaliger Integrierter, der die Rhetorik der Integrierten kritisiert. Weil er zudem ein guter Marketingstrategie ist, polemisiert er – wie er selbst zugeht – scharf. Doch Keen ist kein Apokalyptiker, und er verurteilt nicht Web 2.0. Im Gegenteil, „die digitale Technologie ist eine wunderbare Sache“ (ebd., S. 199) und ein „unverzichtbarer Bestandteil des Lebens im 21. Jahrhundert“ (ebd.). Was Keen ebenso stört wie Gaschke, ist aber die Idee, Web 2.0 könne auf geheimnisvolle Art Wissen, Kompetenz und Bildung Einzelner durch eine Art Weisheit der vielen ersetzen. Und beide sehen die Gefahr, dass Generationen, die keinen Brockhaus, sondern nur noch Wikipedia kennen, nicht einmal mehr in der Lage sind, den Unterschied wahrzunehmen.

Dementsprechend empfehlen beide auch keine Enthaltensamkeit, sondern plädieren für digi-

tale Selbstkontrolle und dafür, Kindern die Fähigkeit zu vermitteln, eine solche zu entwickeln. Hierfür aber braucht es Bildung, Liebe zu traditionellen Kulturtechniken und Achtung vor echtem Wissen und geistigem Eigentum. Keen: „Es sind die Eltern, die in der Schlacht an der vordersten Front stehen müssen, wenn es gilt, ihre Kinder vor den im Web 2.0 lauernden Übeln zu schützen“ (ebd., S. 218).

Wie sie das am besten bewerkstelligen, verrät uns Keen dann eventuell in seinem neuen Buch. Nachdem er sich einmal so richtig abregiert hat, bleibt jetzt vielleicht Zeit und Muße für etwas besonnenere und konstruktive Vorschläge.

Literatur:

Eco, U.:

Apokalyptiker und Integrierte. Zur kritischen Kritik der Massenkultur. Frankfurt am Main 1984

Gaschke, S.:

Klick. Strategien gegen die digitale Verdummung. Freiburg im Breisgau 2009

Keen, A.:

Die Stunde der Stümper. Wie wir im Internet unsere Kultur zerstören. München 2008

Meckel, M.:

Wie Web 2.0 unsere Kommunikation verändert. In: Das Parlament, 39/2008, S. 17–23

Dr. Alexander Grau forscht über die Theoriebildung in der Philosophie und arbeitet als freier Autor und Lektor.

